

Der Maitäfer.

Stizze aus dem Zrennhaufe von J. H. Rossn.

Die Wahnsinnige öffnete ihre schönen roten Lippen, brach in lautes Lachen aus und sagte: „Ich habe ihn!“

„Wen denn?“ fragte der Wärter. Ein derber, kräftiger Mann mit einem roten Gesicht. Es waren merkwürdige Gegenstände, wenn man seine kraftstrotzende Gestalt mit der seiner Pflegebefohlenen verglich. Weiß und blaß, wie sie war, verbarg die junge Wahnsinnige unter einer reizvollen Gestalt ihren getriebenen Geist.

„Meinen Maitäfer!“ rief sie. Der Wärter blinzelte mit den Augen. Er ärgerte sich nicht über den Maitäfer der Zrennsinnigen. Er war überhaupt kein böser Mensch. Er dachte im Nothfalle, nahm von dem Essen für die Irren etwas ab und verpeitschte die Töblichstigen. Aber man konnte mit ihm leben. Der Wuthanfall eines Verfolgungswahnsinnigen brachte ihn nur zum Lachen. Kein Nerv konnte gegen seine ungeheuren Muskeln aufkommen.

„Wo denn?“ fragte er. „Hier!“ versetzte sie und zeigte auf ein Loch in der Wand.

„Ein Loch in der Wand!“ Der Aufseher wurde ärgerlich. „Sie sollen doch keine Löcher machen,“ brummte er.

Als er das gesagt hatte, ging er brutal in die Zelle und versetzte ihr einen Schlag auf die Wange. Die Wahnsinnige bereute, das sie ihm das Loch gezeigt hatte; aber sie war eben noch zu jung und unflug. Der alte Irre von Nr. 20 hätte nicht so gehandelt. Dessen Sammlungen kostbarer Steine hatte man nie zu entdecken vermocht!

Der Wärter betrachtete das Loch. Er schickte die Finger hinein, fand aber keinen Maitäfer! Er schien nachzudenken. Dann trugte er sich leise den Kopf.

„Strecken Sie sich nicht meinen Maitäfer in den Kopf!“ sagte die Irre weinend.

Sie wollte in den Haaren des Mannes wühlen, da, wo er sich getragt hatte.

„Ruhig, verrücktes Frauenzimmer,“ knurrte er.

Sie zog sich in einen Winkel zurück. Sie weinte laut.

„Sie sollen schweigen!“ rief er heftig.

Sie betrachtete mit gierigen Blicken den plumpen Kopf des Aufsehers und rief lachend:

„Ich sehe ihn!“ Sie deutete auf das struppige Haar, das den Schädel des Mannes bedeckte. Dieser fuhr unwillkürlich mit der Hand dorthin.

Die Wahnsinnige rief die Augen auf. Sie bereute von neuem, gesprochen zu haben, und schliefte:

„Erdrücken Sie ihn nicht! Geben Sie ihn mir zurück! Ach bitte, bitte!“

„Na ruhig, keine Dummeheiten!“ Er ging hinaus. Die Wahnsinnige trocknete ihre Tränen und setzte sich ganz hinten in die Ecke. Sie war sehr ernst. Hinter ihrer hübschen Stirn, die sich abwechselnd trau und wieder glatt zog, schien sich eine bedeutende Gedankenarbeit zu vollziehen.

Die Wahnsinnige sprach nicht mehr von dem Maitäfer. Das Loch wurde ihr verzeihen, nachdem der Wärter ihr ein Brod zurückgelassen, das die Familie des trefflichen Mannes erhielt. Sie schlug schnell die Augen zu Boden, sobald er in ihre Zelle trat. Mit zitternder Brust stand sie ruhig und schön da, während er ihre Zelle visitirte. Nur das Saphirblau ihrer Augen warf leuchtende Flammen unter den gesenkten Wimpern.

Er war nicht peinlich und hielt nur eine flüchtige Durchsicht ab.

„Gut, gut!“ sagte er.

Als er den Rücken gedreht hatte, erhob sie schnell die Augen und warf einen langen, gierigen, leidenschaftlichen Blick auf den kraushaarigen Kopf. Pflötzlich wandte sich der Wärter um und sah ihren Blick.

„Ach, das verrückte Frauenzimmer!“ rief er lachend.

Er hatte den Maitäfer nicht vergessen, und da beging er einen tollen Streich.

„Ja, ja... er ist da drin!“ Er zeigte auf eine Stelle, etwas hinter der Schläfe. Sie zitterte, und in ihren Augen leuchtete es festlich vor Jörn und Verlangen auf. Bevor er fortging, trat er einen Augenblick an das Gitter. Der große Hof war von Sonnenglanz übergoßen. Zwischen den Friesen wuchsen Gras und Unkraut in reicher Fülle. Ein kleines, gepflegtes Beet in der Mitte zeigte ein Moosfarn von Geranium und anderen Pflanzen. Eine helle Metallkugel blitzte wie reine Sonne, und eine graue Fenne pickte, von gelben Kieglein umgeben, Körner auf.

Leichsüchtig kam die Wahnsinnige daher! Ihre Wangen brannten, ihre Nasenlöcher zitterten. Langsam streckte sich ihre hübsche Hand aus, eine reiche gefornete Hand! Diese Hand berührte das dicke Haar des Wärters. Er dreht sich um und nahm seine majestätische Miene an.

„Was soll das?“ rief er knurrend. Damit schlug er im Namen der Wermuth der Wahnsinnigen mit der flachen Hand auf die Schulter. Sie sah ihn wütend an.

„Nimm dich in acht!“ rief er. Sie zitterte. Dann aber ließ sie,

verschlagen wie alle Zrennsinnigen, ihr holdestes Lächeln sehen.

„Na,“ murmelte er, seine Dummeheiten gemacht!“

Der starke Mann verschwand und das Wunder an Schönheit, Amuth und Tollheit blieb zitternd zurück.

Den ganzen Sommer über blieb die Wahnsinnige still und düster. Sie war stets noch spät wach. Ihre Augen waren in abgepannter Blässe gleichsam gewachsen. Sie sah aus, wie ein Gelehrter, der zu eifrig über ein Problem grübelt und daei seine Gesundheit und seine Kraft zusetzt. Zweimal bekam sie die Douche wegen nächtlicher Ruhelösung. Sie wurde nun überaus vorsichtig.

Dann ward sie außerordentlich thätig, doch diese Thätigkeit war so faden und vorsichtig und dabei so geduldig! Man beobachtete sie immer weniger, da ihre überlegene Verfeinerungstunf ihr das volle Vertrauen der Wärter gewonnen hatte. So konnte sie ihre lange Arbeit vollenden, das geduldige Wert von Monaten, das unmerkliche Bohren des Insekts, das in den Nußbaum oder in die Erde einbringt.

In einer schwarzen Nacht, in der dunkle Wolken über das Firmament schossen, zwängte sich ein leichter Schatten durch die losgerissenen Stäbe einer Zelle und stieg in den Hof hinunter. Sie ging ohne Zögern, trotz der Schatten, gerade aus, denn in der langlamen Ausarbeitung des Wertes war alles berechnet, dreifach berechnet mit der dreifachen Geduld der fixen Idee. Sie ging an dem bepflanzen Viereck vorüber. Der starke Schatten hülfte sie wie in einen Schleier; mit der schweigenden Zuversicht der Kägen hülfte sie dahin.

Pflötzlich blieb sie stehen. Dort fand sich eine Mauer, die sich mit ihren Thüren, ihren Fenstern mit blasser Scheine von dem Satten abhob. Wie öffnete sie die Thür? Das Schlüsselloch ließ ein schwaches Geräusch vernehmen. es klang wie das Piepen einer Maus, dann trat sie in ein schwarzes Reichth.

Diese Stille. Die Wolken ließen über die Sterne, ertränkten sie und ließen sie dann wieder auf Azurfeldern erscheinen. Ein Nachtvogel schrie jenseits der Mauern. Trodene Blätter wälzten sich über den Boden.

Da erhob sich aus dem düsteren Gebäude ein Schrei, ein lautes Gebrüll. Die nervösen Irren, die einen leichten Schlammer haben, erwachten; Geföße drang aus allen Zellen. Der Schreden verbreitete sich; die Töblichstigen preschten ihre Stirnen an die Stäbe, die Harmlosen erklärten ihre Theorien, und andere lachten und sangen in gräßlichen Tönen. Eine unendlich bestialisches und dabei doch menschliche Scene, der sich ein dumpfes Thiergebrüll aus Menschenbrust losrang.

Die Thüren öffneten sich, und es erschien der Direktor unter den Wärtern. Er glaubte an eine Massenflucht und zitterte. Endlich ließ sich eine vernünftige Stimme hören.

„Hierher, Herr Direktor, hierher!“ Eine Frau, die auf der Schwelle einer Thür stand, hielt eine Lampe in die Höhe. Kinder klammerten sich an ihren Rod. Der Direktor erkannte die Frau des starken Wärters und trat näher.

„Nun?“ fragte er. Die Frau begann eine weinerliche Litanei. Sie wußte selbst nichts. Sie schliefen. Pflötzlich hätte sich ihr Mann schreiend aufgerichtet, und dann wäre er zurückgefallen. Nun hätte etwas das Bett verlassen und wäre durch's Zimmer gehuscht. Ihr Mann schrie nicht mehr. Sie hätte Schritte die Treppe hinuntergehen hören. Schnell wäre sie aufgefunden. Ihr Mann lag unbeweglich mit einem gorhen Nagel im Kopf. Er hatte sich nicht mehr gerührt, und mußte wohl todt sein.

Der Direktor ging hinaus. Er fand den Wärter zusammengekauert, die Hände auf der Stirn, todt mit einem Nagel in der linken Schläfe. Kein Blut. Eine seine Schramme zog sich am rechten Augenside hin.

Noch in derselben Nacht untersuchte man die Zellen. Das Juden der Flammen im Schatten des Hofes war ein Fest für die Irren. Niemand war so ruhig wie die Wahnsinnige. Sie schlief und erwachte mit einem glücklichen Seufzer. Ihre Augen flammten im rothen Lichte der Fadel; sie bligten in heller Freude.

Als der Direktor eintrat, hob sie ihren Kopf mit dem üppigen Haar aus dem Bett und sagte:

„Ich habe ihn!“ Der Direktor lächelte fast trotz seiner Sorgen. Er betrachtete das ruhige Gesicht und den kindlichen Frieden des schönen Mädchens.

„Sie hat fest geschlafen!“ murmelte der erfahrene Mann.

Die Hundertjahrfeier des Schrapnel

Die gewaltigsten Verluste im russisch-japanischen Kriege werden wohl durch die Artillerie hervorgerufen, und da sind es wieder die Schrapnels, die den schwersten Schaden anrichten. Dieses unheilvolle Sprenggeschöß steht geradezu in diesem Jahre auf ein Jahrhundert seiner menschenmordenden Thätigkeit zurück. Das Schrapnel schleubert seine Kugel in einer regel-förmigen Geschößgarbe und zerstört sie nicht, sondern hält sie auf einem engen Raum zusammen, so daß es

Mann für Mann in diesen Reihen niedermächt.

Der Erfinder dieser mörderischen Waffe wurde vor hundert Jahren der englische Offizier Schrapnel. Dieser wurde 1761 geboren und erhielt sein Offizierpatent in der englischen Artillerie am 9. Juni 1779. Während der Belagerung von Gibraltar im Jahre 1779 ärgerte sich der junge Schrapnel über die schlechten Resultate, die die englische Artillerie erzielte; so wurden z. B. durch 2000 Schüsse nur 26 Feinde getödtet. Ein Kapitän Mercier combinirte darauf Granaten mit kurzen Zündern und erzielte damit bessere Wirkungen. Die Idee Schrapnels ging nun dahin, Traubenschüsse die am wirksamsten wären, mit Sprenggeschößen zu verbinden. Er nahm also eine Art Granate, die mit Karabinertugeln gefüllt war und versah sie mit einer kleinen Ladung von Schießpulver, die genügt, sie in einer kurzen Entfernung vor dem Ziel zum Zerspringen zu bringen. Diesen neuen Versuch, den Gebrauch der Granate zu einer geschlossenen und höchst verderblichen Wirkung zu steigern, führte Schrapnel dem General O'Hara noch während der Belagerung von Gibraltar vor. Dann reisten diese Gedanken immer weiter in seinem Innern und fanden 1802 ihren Abschluß in einem Handbuche der Artillerie, das er in Woolwich erscheinen ließ und das den Titel führte: „Eine Anleitung zum Gebrauch der nach der neuen Methode von Leutnant Schrapnel konstruirten Geschöße.“

Im Mai 1803 durfte der Erfinder sein neues Geschöß dem König und einer Anzahl von Offizieren vorführen. Die grundlegende Neuerung bestand in einer ganz eigenartigen Konstruktion der Zünder, durch die ein schnelles und sicheres Abfeuern ermöglicht wurde. Das erste Mal angewandt wurde das neue Geschöß, das man wohl Granatartillerie benannte und das den Namen „Schrapnel“ erst 1806 auf eine Eingabe des Sohnes des Erfinders, Henry Scrop Schrapnel, erhielt, offiziell bei dem Bombardement gegen die batabische Colonie von Surinam am 30. April 1804. Der Erfolg war ein gewaltiger. Major Wilson, der die englische Artillerie befehligte, meldete: „Die Erfindung Schrapnels hatte eine solche Wirkung, daß die Garnison des Port Amsterdom sich ergab, nachdem die zweite Geschößladung abgefeuert war.“ So erstaunt und verwirrt waren die Leute über die mörderische Kraft und die große Tragweite der neuen Geschöße.

In dem Kriege gegen Napoleon thaten die Schrapnels Wunderdinge. Gefangene Franzosen erklärten wiederholt: „In Euren Augen muß der Teufel sein!“ Napoleon selbst gab Befehl, die noch nicht explodirten Geschöße zu sammeln und auf das Geheimniß ihrer verbererenden Kraft hin zu untersuchen. Doch wurde sein Befehl nicht beachtet und man hatte nicht die geeigneten Sachverständigen zur Hand; jedenfalls konnte die Konstruktion von den Franzosen nicht nachgeahmt werden, und die französischen Generale sahen in diesen Granaten eine räthselvolle, unergündliche, doch fürchtbare Erscheinung. Im Jahre 1812 wurde Mornant vor Salamanca von den matten Augen eines Schrapnels gestreift und verwundet; er fragte den ihn begleitenden Stabsoffizier: „Ist denn nicht gemeldet worden, daß die britische Front eine Meile von uns entfernt ist?“ Und als der andere bejahte, fragte er: „Ja, wo kommt denn dann die Mustentugel her?“ Nach dem Kriege besuchte Mornant England und als er nach Woolwich kam, wurde ihm der Mann gezeigt, der die Schrapnellladung abgefeuert hatte, deren eine Kugel den Marschall getroffen.

Bei Waterloo wurde die Erstürmung des Bächterhofes von la Haye Sainte, die so viel zur Entscheidung der Schlacht beitrug, hauptsächlich durch das Schrapnellfeuer herbeigeführt, wie der Befehlshaber der englischen Artillerie Sir George Wood selbst erklärte. Schrapnel suchte seine Erfindung immer mehr zu vervollständigen, aber er vermochte die Schwierigkeiten nicht zu beseitigen, die mit dem Transport der geladenen Geschöße verbunden waren. Während des folgenden langen Friedens wurde die Herstellung der Geschöße stark vernachlässigt. General Schrapnel wurde seines Amtes als Inspetor der Sprenggeschöße entlassen und starb 1842 als ein gebrochener enttäuschter Mann. Wie so vielen Erfindern hatte man auch ihm mit Undank gelohnt. Er kam darum ein, daß man ihm wenigstens die großen Ausgaben von vielen Tausend Pfund ersetzte, die er für seine Erfindungen ausgegeben. Alles, was er erhielt, war eine Pension von 1200 Pfund Sterling jährlich; aber diese Pension ward in so niedriger Weise ausgedeutet, daß es besser gewesen wäre, er hätte sie gar nicht bekommen. William der Vierte trug sich mit dem Plan, ihn zum Baronet zu ernennen, aber er starb, bevor er diesen Plan ausgeführt. Infolge der geringen Sorgfalt, die man in England dem Schrapnel zugewandt, vermochten diese Geschöße im Krimkriege nicht allzuviel Schaden hervorzubringen. Eine Wiederbelebung und erneute Wirkung des Schrapnels wurde erst wieder durch die Deutschen hervorgerufen.

Der im Alter viel Tugend predigt, hat sich gewiß in der Jugend den Teufel dazu geholt.

Ein gut ausgeführter Befehl.

König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen sprach, namentlich wenn er lebhaft wurde, sehr rasch, unbedeutlich, in kurzen, abgebrochenen Sätzen. Dabei hatte er die Schwäche, daß er immer verstanden sein wollte. Trotz seines wohlwollenden Charakters konnte er ungemüthlich werden, wenn jemand nicht sofort erfasste, was er gesagt hatte. Am schlimmsten war das, wenn er Mandonnanzoffiziere. Dann war er besonders lebhaft, dann gab er nur mehr ganz kurze, unbedeutliche Befehle. Seine Umgebung war jedoch auf diesen Ton eingeschult und die Adjutanten verstanden jeden Wint. Eines Tages aber geschah es, daß bei einem Manöver der Leutnant A., der noch nie Gelegenheit gehabt hatte, sich mit der Art des Königs vertraut zu machen, als Ordnonanzoffizier verwendet wurde. „Wenn ich nur keinen Befehl bekomme,“ dachte er und — da bekam er schon einen. „Leutnant A.“ — rief der König plötzlich — „General Thile reiten — fagen — Remtemterem —“ Wahrscheinlich hatte Friedrich Wilhelm der Dritte nicht Remtemterem befohlen. Aber der Leutnant verstand es so und er fand nicht den Muth zu fragen. Einen Augenblick zögerte er, aber schon bligte ihn das Auge des Königs unwillig an und... „Reiten!“ klang es ihm kategorisch entgegen. Verzweifelt drückte er dem Gaul die Sporen in die Weichen und ritt. Und nun hatte er auch schon den Befehl erreicht. „Majestät lassen befehlen...“ stammelte er. „Nun was denn?“ fragte der General, schon unwillig über das Zögern. „Ma... je stät... la... fen... befehlen...“ A... r... remtemterem!“ Und schon, kaum daß das Wort heraus war, sprengte der Leutnant wieder davon. „Ge...“ schrie der General wütend, aber — es war zu spät, der Leutnant war fort. Was konnte man da thun? Der General befand sich nicht lange und ließ weiter manövriren. Und der König sah zu und... war zufrieden.

Zu der Zeit der Handelsverträge.

In der wir jetzt leben, wird es interessant zu erfahren, daß das Alter dieser Einrichtung weit, weit „ehrwürdiger“ ist, als man gewöhnlich annimmt. Es ist sogar ein Handelsvertrag erhalten geblieben, der im Jahre 509 v. Chr. abgeschlossen wurde, der also fast 2 1/2 Jahrtausende alt ist. Allerdings mag dieser zwischen den Karthagern und den Römern abgeschlossene Vertrag den Kontrahenten lange nicht so viele Mühe gemacht haben, wie der russisch-deutsche Handelsvertrag, der vor kurzem in Berlin unterzeichnet wurde, den beteiligten Erzeugnissen. Wie einfach die „Handelsverhältnisse“ jener Zeit im Vergleich zu denen der unferigen waren, geht aus dem folgenden Inhalt des interessanten Aktenstückes hervor: „Unter diesen Bedingungen soll Freundschaft sein zwischen den Römern und ihren Bundesgenossen und den Karthagern und ihren Bundesgenossen: Die Römer und ihre Bundesgenossen sollen nicht schiffen dürfen jenseits des schönen Vorgebirges (unweit von Karthago), wenn nicht Sturm oder Feinde sie dahin vertreiben. Wird jemand dahin verschlagen, so ist es ihm nicht erlaubt, zu handeln, ausgenommen mit Dingen, die für das Schiff oder seine Bemannung nöthig sind. Nach fünf Tagen soll die Absahrt erfolgen. Kaufleute, die nach Afrika oder Sardinien kommen, sollen keinen gültigen Kauf anders schließen können als im Beisein einer Gerichtsperon oder eines Schreibers. Was in dieser Personen Gegenwart verkauft wird, soll unter öffentlicher Gewährleistung dem Verkäufer geschuldet werden. Kommt ein Römer auf das Karthaginensische Gebiet in Sizilien, so soll er in allem gleiche Rechte mit den Karthagern haben. Die Karthager sollen nicht beleidigen die Bürger von Ardea, Antium, Laurentium, Circeji, Terracina, noch ein anderes Volk der Latiner, das den Römern unterworfen ist. Auch sollen sie sich der Städte der übrigen Latiner, die den Römern nicht unterworfen sind, enthalten; nehmen sie sie aber, so sollen sie den Römern unterzucht ausgeliefert werden. Die Karthager sollen kein Kastell in Latium anlegen, und wenn sie besaßnet kommen, keine Nacht im Lande bleiben.“

Moltkes erstes Buch.

Im Jahre 1830 veröffentlichte Moltke, damals als Sekondeleutnant zum Generalstab kommandirt, eine Broschüre, „Holland und Belgien“, mit seinem Namen. Die Schrift, bei der Moltke alle Schmerzen eines jungen Autors durchlitt, findet sich jetzt in den „Gesammelten Schriften“, Band 2. Am 9. Januar 1831 schrieb Moltke folgenden Brief an seine Angehörigen, der mit gutem Humor seine materielle nicht beneidenswerthe Lage schildert: „Alle die Leiden eines jungen Autors, der um einen Betleger verlegen, sind über mich gekommen... Der Undank des Mannes, dessen Glück durch unseren Auftrag wahrscheinlich gemacht ist, empört uns, und wir würden der Welt unser Licht vorenthalten, wenn nicht ein ungestümer Schußmacher auf die Herausgabe eines so ausgezeichneten Werkes dränge, und sollte das Honorar auch nur — drei Dukaten betragen. Drei Dukaten! Beschämt schreibe ich es nieder. Drei Dukaten für 300 Jahre aus der Geschichte. Recht demüthigend in der That — in dessen zweifelte ich keinen Augenblick, daß 500 Exemplare im Umsehen vergriffen sein werden. Ohnehin — die Hoffnung, sich in wenigen Tagen gedruckt und für 6 Groschen in allen soliden Buchhandlungen zu haben zu sehen — das entscheidet; vorzüglich, wenn Aussicht vorhanden, durch eine bissige Kritik fernerweitig illustriert zu werden. — Doch es geziemt sich nicht, länger als 20 Minuten von sich selbst zu sprechen (Vergl. Chesterfield und Knigge, denn wir Autoren zittern gerne Autoritäten), und somit sage ich nur noch, daß mein unsterbliches Werk den Titel „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung usw.“ führt und mit unserm glorieichen Namen verziert ist.“

Vom chinesischen Jopf.

Die Frage, ob ein Chineser seinen Jopf abschneiden darf oder nicht, wenn er nicht seinen Anspruch auf gesellschaftliche und religiöse Gleichberechtigung mit seinen am Jopf festhaltenden Landsleuten einbüßen will, ist bisher nach allgemeiner Anschauung immer in dem Sinne beantwortet worden, daß der Jopf als das persönliche Attribut der Söhne des himmlischen Reiches sakrosanct und unverleglich sei. Es ist deshalb nicht uninteressant, aus dem Munde eines Chinesen selbst zu erfahren, daß diese weitverbreitete Meinung irrig ist, und daß kein Chineser daran denkt, seinen Landsmann in Aht und Bann zu thun, wenn er sich seinen Jopf abgeschnitten hat. Die Frage wurde neuerdings bei Gelegenheit der Gründung der „Bow Wong Wo“-Gesellschaft in Washington wieder angeschnitten, die sich die Reformirung Chinas zur Aufgabe gemacht hat. Viele Chinesen, die dieser Gesellschaft beitreten, haben sich des Jopfes entledigt, und die allgemeine Aufmerksamkeit, die dieser Schritt erregte, hat den chinesischen Gesandten in Washington Gientung-Liang-Cheng veranlaßt, sich über diesen Punkt zu äußern. Danach existiren in China weder in religiösen oder moralischen, noch in Gesetzesvorschriften irgend welche Andeutungen, die sich über die Gewohnheit des Jopftragens auslassen. Vielmehr handelt es sich dabei ganz um eine Sache der Gewohnung und des Geschmades. Infolge einer Jahrhunderte alten Tradition tragen die Chinesen den Jopf was aber nicht hindert, daß in China selbst viele Chinesen mit kurzem Haar herumlaufen, ohne besonders aufzufallen.

Die fünf Gebote.

Ein gewisser Kim-an-Gut hat schon vor Jahrhunderten für die kleinen Koreaner ein Lehrbuch zusammengestellt, das noch heute in Gebrauch steht. Eine seiner Weisheiten lautet: Zwischen dem Himmel, der Erde und den unzahligen Dingen ist der Mensch das edelste Geschöß, und der Mensch ist deshalb edel, weil er fünf Gebote hat. Denn Mensch hat gesagt: „Es soll eine veranbthäpftliche Liebe zwischen dem Vater und dem Sohne herrschen. Es soll gegenseitige Achtung zwischen dem König und dem Edelmann herrschen; zwischen dem Mann und der Frau

Abgrenzung; zwischen dem Allen und dem Jungen ein Altersvorzug; zwischen dem Freunde und dem Freunde Treue. Und wenn der Mensch nicht diese Beziehungen kennt, so ist er nicht weit von den wilden Thieren und Vögeln entfernt. Darum muß der Vater lieben, aber der Sohn liebevoll sein; der König geschnähig handeln und der Edelmann treu sein; der Mann verständig und die Frau nachgiebig sein; der Keltere überlegt und der Jüngere gehorsam; der Freund muß dem Freunde helfen; dann kann der Mensch ein Mensch genannt werden.“

Altgriechischer Brunswagen.

Wieder einmal ist ein ganz erlesenes Prachtwerk griechischer Kunst in Italien entdeckt worden, aber zum größten Leidwesen der Regierung dem Lande unüberbringlich verloren gegangen. In Monteleone bei Norcia fand im vorigen Winter ein Bauer Theile eines antiken Wagens, die er heimlich für wenige hundert Lire an Antiquitätshändler loszuschlug. Einige Monate darauf aber erfuhr man, daß der so gut wie vollständig erhaltene griechische Wagen in Paris für nicht weniger als 250,000 Franken nach New York verkauft worden sei, und bald konnte der italienische Abgeordnete Barnabei mittheilen, daß der Wagen schon im Metropolitan Museum zu New York ausgestellt sei. Der Schmerz der italienischen Archäologen über diesen Verlust ist in der That berechtigt, denn es handelt sich um ein ungewöhnlich werthvolles Erzeugniß des altionischen Kunstgewerbes. Der zweirädrige Wagen hat sich vollständig zusammenzusetzen lassen. Die Räder mit halbem Meter Durchmesser sind erhalten, ebenso die zwei Meter lange Deichsel. Der eigentliche Wagen wird gebildet von drei großen gebogenen Metallplatten, die in getriebener Arbeit Reliefdarstellungen zeigen. An den Rändern der Reliefs laufen Ranken und Ornamente von eingeleger Eisenarbeit. Die Mittelplatte, die Brustwehr des Wagens überragt die Seitenhölzer an Größe, sie zeigt auch die Hauptdarstellung, eine Göttin, einem Helben Waffen überreichend. Amerikanische Archäologen deuten das Reliefbild auf Athene, die dem Herakles die Waffen giebt, um den König Laomedon von Troja zu bekämpfen. Entsprechend zeigen die Seitenhölzer Herakles im Kampfe mit Laomedon, und denselben Heros, wie er im Begriff ist, einen der Söhne des Laomedon unter seinen Streitwagen zu schleudern.

Eine theure Spielkarte.

Man berichtet aus London: Eine auf der Rückseite einer Spielkarte (Carreau fünf) von Hans Holbein dem Jüngeren gemalte Miniatur in Gouache-Farben wurde gestern bei Christie für 2750 Pfund Sterling versteigert. Das sehr gut erhaltene Miniaturbild stellt die 23jährige nachdenkliche Frances Howard, Herzogin von Norfolk, dar. Sie trägt eine eng anliegende schwarze Sammt-Taile und am Busen eine rote Kette. Ihr einfach geschleitetes Haar ist von einer leinenen Haube fast völlig bedeckt, außerdem trägt sie, der Mode der Zeit gemäß, Kragen und Manschetten. Solche Miniatur-Portraits, in denen Holbein d. J. Meister war, sind nur wenige erhalten. Es bilde einen Bestandtheil der Holbein'schen Miniaturen = Sammlung.

Äuoweg.

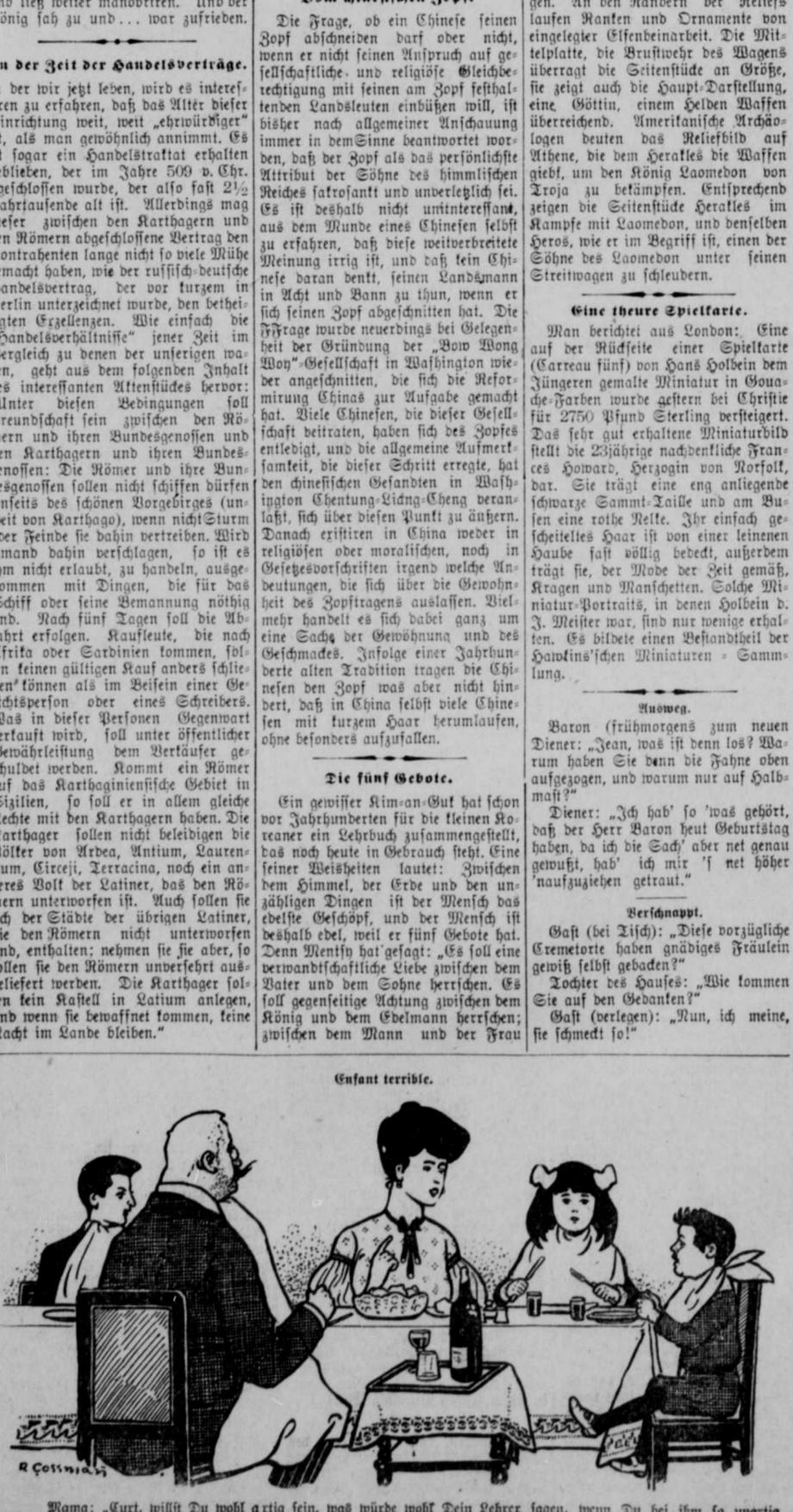
Baron (frühmorgens zum neuen Diener: „Zeun, was ist denn los? Warum haben Sie denn die Fahne oben aufgezogen, und warum nur auf Halbmaß?“ Diener: „Ich hab' so was gehört, daß der Herr Baron heut Geburtslag haben, da ich die Sach' aber net genau gewußt, hab' ich mir ' net höher 'aufzuziehen getraut.“

Verfchnappt.

Gast (bei Tisch): „Diese vorzügliche Cremetorte haben gnädiges Fräulein gewiß selbst gebaden?“ Tochter des Hauses: „Wie kommen Sie auf den Gedanken?“ Gast (berlegen): „Nun, ich meine, sie schmeckt so!“

Enfant terrible.

Mama: „Curt, willst Du wohl artig sein, was würde wohl Dein Lehrer sagen, wenn Du bei ihm so unartig wärest?“ Curthen: „Der würde sagen, Curt, sei artig, Du bist doch hier nicht zu Hause!“



Die fünf Gebote. Ein gewisser Kim-an-Gut hat schon vor Jahrhunderten für die kleinen Koreaner ein Lehrbuch zusammengestellt, das noch heute in Gebrauch steht. Eine seiner Weisheiten lautet: Zwischen dem Himmel, der Erde und den unzahligen Dingen ist der Mensch das edelste Geschöß, und der Mensch ist deshalb edel, weil er fünf Gebote hat. Denn Mensch hat gesagt: „Es soll eine veranbthäpftliche Liebe zwischen dem Vater und dem Sohne herrschen. Es soll gegenseitige Achtung zwischen dem König und dem Edelmann herrschen; zwischen dem Mann und der Frau